

**Zeitschrift:** Der Freidenker [1927-1952]  
**Herausgeber:** Freigeistige Vereinigung der Schweiz  
**Band:** 10 (1927)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Franz Overbeck, der Atheist als Theologieprofessor : I. der Mensch  
**Autor:** E.H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-407397>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:  
Geschäftsstelle der F. V. S.  
Postfach Basel 5  
Postcheck-Konto Nr. V. 6915

Zu Papier gebrachte Gedanken sind nichts weiter als die Spuren eines Fussgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat, aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehen, muss man seine eigenen Augen gebrauchen.  
*Schopenhauer.*

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—  
(Mitglieder Fr. 5.—)  
Inser.-Ann.: Buchdr. Tschärnerstr. 14a  
Feldereinteilung  $\frac{1}{32}$ ,  $\frac{1}{16}$ ,  $\frac{1}{8}$  S. etc.  
Tarif auf Verlangen zu Diensten

## Franz Overbeck, der Atheist als Theologieprofessor.

### I. Der Mensch.

Gleich dem leise grollenden Donner, der am schwülen Sommerabend aus finsternen Wolkenballen herniederrollt und die erschreckten Spaziergänger zur eiligen Flucht vor dem herannahenden Ungewitter antreibt, so grollt und wetterleuchtet es schon in den Briefen und andern Schriften Nietzsches, lange bevor sich endlich sein ganzer mühsam zurückgehaltener Ekel vor dem Christentum in der »Götzendämmerung« und im »Antichrist« als ein furchtbarer Orkan von Zorn und Abscheu entlädt. Der »Antichrist« wurde geschrieben im Jahre 1888. Schon im Jahre 1875 schrieb Nietzsche an seinen Freund Gersdorff, er — Nietzsche — müsse sich offenbar irgendwo einmal einen Ekel vor den christlichen Redensarten angeeignet haben, weshalb er sich vor Ungerechtigkeiten in Acht nehmen müsse. Und bereits 1873 lesen wir in einem Brief an Malwida von Meysenburg:

»Ich kann mir wohl eine Zeit denken, in der man es vorzieht, wenig zu lesen, noch weniger zu schreiben, aber viel zu denken und noch viel mehr zu tun. Denn alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Gewohnheiten von sich und andern abstreift und es besser vormacht, zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unserer Theologie, hinsichtlich ihrer »Christlichkeit«. Mein Freund und Gesinnungsbruder, Professor Overbeck, der freieste Theologe, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der grössten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach allem was ich weiss und worin wir einmütig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein Bedenken erregender Ort werden.«

Diesem Freund und Gesinnungsbruder Nietzsches, diesem freiesten Theologen und einem der grössten Kenner der Kirchengeschichte, wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zu, und zwar will ich hier im ersten Abschnitt in aller Kürze den Menschen Overbeck darstellen, in zwei folgenden Abschnitten dann Overbeck selbst in seinen Ansichten und Ueberzeugungen möglichst ausgiebig zum Wort kommen lassen.

Da muss eines vorausgeschickt werden: Das Leben Overbecks entbehrt aller und jeder dramatischer Episoden, die es uns von aussen her etwa interessant machen könnten. Ein Kämpfer wie Haeckel war er nicht, sondern eine stille und äusserlich anspruchslose Gelehrtennatur, eingeschlossen in Studierzimmer, Auditorium und Bibliothek. Daher kommt es auch, dass sein Name und seine Ansichten den Freidenkern meistens gar nicht bekannt sind, zu Unrecht, wie wir noch sehen werden.

Wie kam die Universität Basel dazu, gerade jenen unscheinbaren und in sich gekehrten Privatdozenten aus Jena an ihre theologische Fakultät zu berufen?

Der kirchliche Reformverein, eine Art kirchlicher Linker, suchte dem damals mächtigen Druck der Rechtsorthodoxie durch die Berufung eines »streng wissenschaftlichen« Theologen einen Gegendruck zu schaffen; es handelte sich also um eine eigentliche Kampfprofessur. Der Basler Theologe Schultz sah

sich auf einer Studienreise durch Deutschland nach geeigneten Köpfen um und stiess dabei in Jena auf Overbeck. Schultz schildert ihn den Behörden Basels mit folgenden Worten:

»Ich habe in sehr eingehendem wissenschaftlichem Gespräch ein sehr gutes Bild von seinen Kenntnissen, seiner Gründlichkeit und Offenheit, sowie seinem Scharfsinn erhalten. Neben Dr. N. N. trat bei ihm die sittlich tüchtigere Persönlichkeit, der Mangel an egoistischer Gereiztheit sehr angenehm hervor. . . . Er hat, glaube ich, die Aussicht, einmal eine besondere Zierde der kritischen Schule zu werden. Zum Parteiführer, überhaupt um populär einzugreifen, ist er durchaus ungeeignet.«

Der Basler Reformverein war mit dieser Kandidatur nicht einverstanden. Overbeck war ihr zu ruhig und zu gefügig und versprach kein selbständiges kräftiges Auftreten gegenüber der kompakten und entschiedenen Gegenpartei. Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser äusserlichen Gefügigkeit hielten Curatel und Kleiner Rat an ihrer Nomination fest und beriefen Overbeck nach Basel.

Die Enttäuschung der Basler Reformer war denn auch eine grosse. Der Inhaber dieser Kampfprofessur zeigte nicht die geringste Neigung, sich in die damals heftig wogenden kirchlichen Kämpfe Basels einzumischen, sondern ging fleissig und still seiner Dozentenarbeit nach; nicht weil er etwa der Orthodoxie sich genähert hatte, sondern weil ihm jedes kirchliche Gezänk als steril und einfältig vorkam. Er hatte in den ersten Baslerjahren seinen Standpunkt noch innerhalb jener Auffassung, die glaubt, es sei mögliche Aufgabe der Theologie, eine »innere Harmonie« zwischen Glauben und Wissenschaft herzustellen. Aber 1873 erschien sein erstes Buch: »Ueber die Christlichkeit der Theologie«. Es wurde zwar wenig gelesen, von Freidenkern wohl schon gar nicht, da sich diese durch den Titel abgestossen fühlten. Wer es aber las, schüttelte erstaunt den Kopf. Das soll ein Theologieprofessor selbst geschrieben haben! Hier schon wehte der eisige Wind der unerbittlichen Abrechnung und Grenzberreinigung zwischen Glauben und Wissen dem Leser kräftig entgegen und mochte diesem und jenem Theologen etwas den Atem benehmen.

Zwischen den ersten Dozentenjahren in Basel und jener Veröffentlichung von 1873 muss also eine Entwicklung, eine innere Radikalisierung gelegen haben; in diesen Jahren war es eben, dass Overbeck mit Nietzsche zusammentraf! Denn als Overbeck nach Basel kam, wurde ihm von Freunden ein Logis angeboten, das zufälligerweise neben demjenigen Nietzsches lag. Aus der fünfjährigen Zimmernachbarschaft wurde eine feste und dauernde Freundschaft. Overbeck erzählt in seiner »Christlichkeit der Theologie« anschaulich von jenen gemeinsamen Abendmahlzeiten mit Nietzsche. Dieser arbeitete damals eben an seiner »Geburt der Tragödie« und zeigte gegenüber seinem Freunde »eine höchst undurchsichtige und rätselhafte Mischung von überströmender Mitteilbarkeit und einsiedlerischer Zurückhaltung«.

Nach diesem innern Umschlag zum Atheismus war das Amt eines Theologieprofessors für Overbeck eine drückende Last geworden. Die Vorlesungen waren korrekt und ruhig, aber der Student vermisste jede innere Wärme und Anteilnahme an dem vorgetragenen Stoffe. Overbeck vermied streng den Schein, als glaube er das, was er da vortrage. Die kritischer Veranlagten unter seinen Studenten merkten den fürchterlichen Zwiespalt

wohl, aber Overbeck zeigte ihnen nicht den geringsten Ausweg aus der Qual all der aufsteigenden Zweifel. Trotzdem imponierte die Vorlesung durch ihre Gründlichkeit und logische Schärfe, und »die Studenten verliessen sie jedenfalls mit dem Eindruck, einem bedeutenden Manne begegnet zu sein.« (E. Vischer in der prot. Realenzyklopaedie, Bd. 24.)

Mit 60 Jahren trat Overbeck in den Ruhestand, und jetzt erst, entlastet und befreit vom Druck seiner Professur, die ihm innerlich so zuwider geworden war, schrieb er in unzusammenhängender Folge seine Notizen und Abhandlungen, die C. A. Bernoulli unter dem Titel »Christentum und Kultur« herausgegeben hat, und die die schärfsten Angriffe gegen die Theologie und die Theologen enthalten. Auch auf diese Schrift werden wir noch zurückkommen.

Nur zweimal noch wurde er aus seinem zurückgezogenen Gelehrten-dasein aufgescheucht; einmal durch seinen Streit mit dem Nietzsche-Archiv, das die von Nietzsche eigenhändig an Overbeck gerichteten Briefe zurückverlangte. (Es handelt sich um etwa 200 Briefe.) Ein ander Mal, als er 1889 seinem Freunde Nietzsche die letzte traurige Freundespflicht erfüllte und den unheilbar Erkrankten von Turin nach Basel brachte.

Der Eindruck der überaus scharfen Ablehnung nicht nur der Theologie, sondern auch des Christentums war damals schon gross und peinlich; er fängt vielleicht jetzt erst an, sich so recht auszuwirken. Ihm gegenüber haben die Verteidiger des christlichen Glaubens einen recht schweren Stand. Hier handelt es sich eben nicht um einen Haeckel, dessen naturwissenschaftliche Leistungen man zwar anerkennen, den man aber mit einem höhnischen Hinweis auf philosophische und kirchengeschichtliche Unzulänglichkeiten als philosophische Null hinstellen kann; von Overbecks Schriften urteilt auch sein Nachfolger im Amt, Prof. E. Vischer (Basel), dass sie »ohne Ausnahme sich durch Scharfsinn, Gründlichkeit und umfassende Kenntnis der Quellen auszeichnen«.

Hier handelt es sich auch nicht um einen Nietzsche, dessen Titanengrösse und Aufrichtigkeit zwar jedermann in die Knie zwingt, dessen trauriges Ende aber doch in den Augen vieler Urteilender einen pathologischen Schatten bereits auf einige vorausgegangene Schriften zu werfen scheint und diese in ihrer Wirkung beeinträchtigt. Hinweise auf eventuelle pathologische Grundlagen verfangen bei Overbeck gar nicht; er war kalt, ruhig und besonnen bis an sein Lebensende. Ueber seinen Tod schreibt sein Herausgeber C. A. Bernoulli: »Es fragt sich, ob seit der Antike oder doch seit den Humanisten der italienischen Renaissance schon jemals diesseits der Alpen mit einer so schlichten und gelassenen Unbefangenheit bei so hochstehender geistiger Einsicht der Vernichtung des eigenen Wesens entgegengesehen worden ist. . . . Es hat sich also wohl ein erstes Mal im christlichen Europa zugetragen, dass in aller Stille »der einzige Trost im Leben und im Sterben« verschmätzt wurde von einem Gehirn, das die zweitausendjährige milliardenfache Nutzenanwendung dieses Trostes in der Menschenwelt

mit einem unvergleichlichen Reichtum einschlägiger Geschichtserkenntnis umspannte.«

Wir wiederholen: Overbeck war kein Kämpfer und kein Held im grossen Befreiungskampf gegen Nacht und Zwang. Den Kampf gegen die Theologen hat er selber nicht ausgefochten, nur Material dazu bereit gestellt; er wartet nun ab, was ein anderer mit diesem Material anstellt. (Wenn nicht alles täuscht, so ist die Barthsche Theologie mit ihrer radikalen Weltflucht bereits eine Konsequenz von Overbecks Ansichten.) Für die wertvollen Waffen, die er uns durch seine Gründlichkeit und grosse Gelehrsamkeit sowie durch seine klare Besonnenheit in die Hand geliefert hat, wissen wir dem stillen Basler Gelehrten und Theologieprofessor allen Dank.

Dr. E. H.

## Die Trennung von Staat und Kirche im Kanton Genf.

Ein geschichtlicher Rückblick, von E. E. Kluge, Zürich.

Am 30. Juni dieses Jahres sind zwanzig Jahre verflossen, dass der Kanton Genf die Trennung zwischen Staat und Kirche ausgesprochen hat. Für uns Freidenker, die wir die Trennung von Staat und Kirche als eines unserer Ziele uns vorgesteckt haben, mag dies deshalb ein geeigneter Augenblick sein, in einem kurzen geschichtlichen Rückblick die ganze Entwicklung dieser Frage wieder einmal vor uns aufleben zu lassen, umso mehr, da durch die kommunistische Motion im zürcherischen Kantonsrat die Frage wieder aktuell zu werden scheint. Die Gründe, die für die Trennung dazumal in Genf ins Feld geführt worden sind, haben grösstenteils auch heute noch ihre Gültigkeit und Bedeutung bewahrt, und das Für und Wider, wie es bei der genferischen Trennungsfrage zum Ausdruck gekommen ist, wird vielleicht neuen Anstoss, neue Anregung geben, dass die Frage nicht nur im Kanton Zürich, sondern auch andernorts etwas energischer in Angriff genommen und in die bevorzugte Stellung der Landeskirchen endlich Bresche gelegt wird.

\* \* \*

Die Stadt Genf wurde im Jahre 1815, verbunden mit einer Anzahl savoyischer Gemeinden, als selbständiges Bundesglied der Eidgenossenschaft zugesprochen; doch waren diese verschiedenen Bestandteile, aus denen der Kanton zusammengefügt wurde, in kirchlicher Hinsicht durchaus heterogener Natur. Während Genf, die Stadt Calvins, mit zu den allerentschiedensten Vorkämpferinnen der Reformation gehört hatte, waren die seit 1815 mit ihr zum Kanton Genf verbundenen Landgemeinden durch und durch katholisch. Wohl war die strenge Theokratie, die in den Zeiten der Stifter und der nachfolgenden Geschlechter in Genf am ausgeprägtesten durchgeführt worden war, unter dem Einfluss der Aufklärung im Laufe des 18. Jahrhunderts vielfach gemildert worden, aber das Prinzip des Staatskirchentums, das die konfessionelle Einheit des Vol-

## Feuilleton.

### Zur Naturgeschichte des Teufels.

Kleine Bosheiten von E. E. Kluge.

(Fortsetzung.)

Am meisten hatte es Seine höllische Majestät auf die Frauen abgesehen, und sonderbarerweise zog er die hässlichen in der Regel den hübschen vor. Doch auch Männer und Kinder verschmähete er nicht. Seine Getreuen mussten mit ihm ein Bündnis abschliessen, durch das sie sich verpflichteten, niemals zur Kirche zu gehen, dem Herrgott für immer zu entsagen und sich zur vorgeschriebenen Zeit pünktlich zu den vom Teufel veranstalteten Festlichkeiten einzufinden. Diese letzteren wurden auf Bergesspitzen abgehalten; in Deutschland allein gab es mindestens ein Dutzend solcher Versammlungsplätze. Der bekannteste unter ihnen war der Blocksberg, wo sich die Anhänger des Teufels in der ersten Mainacht einzufinden hatten. Bei diesen Zusammenkünften erschien der Teufel in Gestalt eines schwarzen, hässlichen Ungetüms. Sein Oberkörper war der eines Menschen, sein Unterkörper dagegen glich dem Hinterteil eines Bockes. An der Stirn hatte er ein grosses Horn und am Hinterkopfe deren zwei. Seine Finger liefen in Krallen aus, seine Füsse hatten die Form von Gänsefüssen, am Kinn hatte er einen Ziegenbart, und am Hintern einen langen Schwanz, der in einer Quaste endete. Die Versammlungen begannen damit, dass die Teilnehmer jede Gemeinschaft mit Gott von neuem abschwuren und dabei dem Teufel den Allerwertesten küssten. Einen weiteren Punkt des Programms bildete ein allgemeines Tänzchen, bei dem die Anwesenden einen Kreis bilden und die Gesichter nach aussen kehren

mussten. Während die Versammelten diesem seltsamen Vergnügen oblagen, ging der Teufel im Innern des Kreises herum und vermischte sich geschlechtlich mit jedem einzelnen, wobei er natürlich den Frauen gegenüber als Mann, den Männern gegenüber als Frau auftrat. Zum Dank für diesen Spass mussten ihm die Gläubigen noch einmal den Hintern küssen, um nachher nach Hause zu gehen oder vielmehr zu reiten. Als Reitpferd aber benützten sie einen Besenstiel, einen Strohwisch, einen Baumast oder irgend einen anderen Gegenstand, der mit dem Herzfett ungetaufter Kinder eingeschmiert worden war.

Mit tiefgründiger Weisheit haben die Theologen des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts alle diese Dinge mit Sicherheit feststellen können, um alsbald all ihren Geist und Witz daranzusetzen, wie dem Teufelsunwesen am besten beizukommen wäre. Da man aber den wirklichen Bösewicht selber nicht erwischen konnte, hielt man sich vernünftigerweise an diejenigen, welche sich mit ihm einliessen, d. h. an die Hexen. Mit wahrhaft christlicher Liebe, deren Grösse nur von ihrer oben genannten tiefgründigen Weisheit übertroffen wird, haben sich die Männer Gottes allenthalben an den Kampf gegen die Hexen, und damit indirekt gegen den Teufel selbst, herangemacht, um dadurch die übrige Menschheit aus den Klauen seiner höllischen Majestät zu erretten.

Der Papst, der die Notwendigkeit eines solchen Kampfes gegen den Teufel zuerst einsah, war Innozenz der Achte — ein Mann, der die Anfechtungen und Versuchungen Satans am eigenen Leibe zur Genüge erfahren hatte. Musste doch dieser edle Mann sechzehn seiner unehelichen Kinder auf Kosten des römischen Schatzes und der Christenheit sowie durch den Verkauf von Ablässen versorgen!